9. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 229

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(32. Fortsetzung)

Als sie außerhalb des Lichtkegels waren, der aus dem Schloß auf den Gartenweg fiel, schob der alte Herr seinen Arm unter den der Enkeltochter.

„Höre, Kindchen, du bist doch immer mein Liebling gewesen, jetzt hab' ich eine Bitte an dich. Ich möchte ein paar Tage verreisen. Willst du mich begleiten?“

Erleichtert atmete Carla auf. Ehrliche Freude war in ihr. „Wenn du mich mitnimmst, Groß . . .“

„Weißt ja noch gar nicht, wo es hingeht, Mädel. Das muß nämlich ganz unter uns bleiben. Rat einmal, wo wir hinfahren?“

„Wie soll ich da raten, Großvater, ich fahre mit dir überall hin.“

Ein wenig fester nahm er ihren Arm. „Nach Königsberg will ich, Carla!“

Jäh zuckte sie zusammen. „Nach Königsberg?“ wiederholte sie stockend.

„Jawohl, nach Königsberg. Ich will da eine gewisse alte Dame aufsuchen, die dich auch gern kennenlernen will.“

Carla blieb stehen. Sie zitterte am ganzen Körper, sie mußte sich an den alten Herrn anlehnen. „Großvater,“ stammelte sie, und wieder: „Großvater“.

Leise zog er sie an sich und küßte sie auf die Stirn. „Du mein liebes Mädelchen. Glaubst du denn, ich weiß nicht Bescheid? Alte Augen sehen scharf, Carla. Ich komme doch oft genug in meinen Wald. Nicht, daß ich euch da gesehen hätte. Aber der alte Jäger versteht zu fährten. Und immer wieder fand ich zwei Pferdespuren nebeneinander, und immer war der kleine Vollblüterhuf dabei. Da hab' ich mir so allerlei gedacht, Carla und hab dir ab und zu in deine Augen gesehen. Die können auch nicht lügen. Und seine auch nicht. Aber etwas muß ich doch noch fragen, Kind; brauchst mir gar nichts zu erzählen, brauchst nur ja oder nein zu sagen. Also: habt ihr denn schon miteinander gesprochen?“

„Ja, Großvater.“ Ganz ruhig war Carla plötzlich, ganz voll Vertrauen zu dem alten Herrn, der sie so fest im Arm hielt.

„Dann ist es gut, Mädel. Ich bin verschwiegen, ich halt' den Mund, bis alles ganz klar ist. Ich versteh' dich auch: willst erst Gras über die alte Sache wachsen lassen. Kannst ihm aber sagen, daß ich später für alles sorgen werde, er bleibt hier: ich habe es mir schon überlegt. Ihr zieht ins Inspektorhaus, denn nach Golzenaue wird der Christof bald wollen. Ich kenn die Welt, Mädel. Und nun fahren wir erst mal nach Königsberg. Wir beide ganz allein.“

„Großvater.“

„Was denn?“

„Du bist so gut.“

„Ach, Unsinn. Ich freue mich nur.“

Er ließ sie los und hakte wieder seinen Arm unter den ihren. Langsamen Schrittes gingen sie zum Hause zurück. Als sie vor der Veranda ankamen, rief er: „Baron Wrangel, bitte einen Augenblick.“

Mit leichten, schnellen Schritten kam Wrangel auf sie zu.

Wieder schritt Graf Carl Falkenberg in das Dunkel des Parks hinein. Als er an einen Kreuzweg kam, sagte er: „Ich gehe jetzt hier links herum weiter bis zur Ecke des englischen Gartens. Sie, lieber Wrangel, dürfen mit Komteß Carla rechts herum gehen. Ich denke, meine Enkeltochter wird Ihnen einiges zu sagen haben.“

X.

Nun waren sie alle wieder in der Josephinenstraße. Fast gleichzeitig waren sie eingeflogen. Zuerst Kähls, sie hatten Oberstdorf verlassen, als Fritz' Urlaub abgelaufen war. Mit dem Umbau des Bauernhofes war alles eingeleitet, Hermanns Pläne hatten bei den Architekten restlose Anerkennung gefunden; jetzt konnten über Winter die Aufrisse angefertigt werden, im früher Frühjahr kamen dann die Handwerker.

Hermann war dem Ruf seiner Mutter nach Kissingen gefolgt. Er hatte den Vater dort noch angetroffen. „Wir freuen uns natürlich, wenn du wieder zu uns kommen willst; aber ohne jeden Zwang, ich will, daß du dich ganz als dein eigener Herr fühlst. Du kannst ja auch in Berlin weiter deiner Malerei nachgehen, gute Lehrer gibt es auch dort zur Genüge. Nur ein paar Tage muß ich dich inkommodieren, du mußt den letzten Sitzungen, in denen die Erweiterungen beraten werden, beiwohnen. Dazu hätte ich dich sowieso aus München rufen müssen. Du bist doch nun einmal der Erbe.“ Ein wenig Enttäuschung hatte aus Vaters Worten geklungen; Hermann hatte es wohl gefühlt. Sein Plan stand ja schon fest: er wollte bei den Bauplänen mitwirken. Aber noch war es nicht Zeit gewesen, dem Vater das schon mitzuteilen. So hatte er nur zugesagt, daß er nach Berlin kommen würde. Als er dann mit der Mutter allein geblieben war — Paul von Zimmer reiste vor seiner Frau ab —, hatte er schon in Kleinigkeiten gezeigt, daß er sich gewandelt hatte. Es war kein absichtliches Zeigen gewesen, sondern ihm als Selbstverständlichkeit erschienen: als der Kellner bei ihrem ersten Alleinsein eine Rechnung brachte, hatte er die Brieftasche gezogen. „Das überlasse bitte mir,

„Rühre mich nicht an," rief sie aus. „Und deinetwegen habe ich mir den Kopf zerbrochen."

Dann war sie aus dem Zimmer.

Lange dachte Toni nach. Und da er selbst zu keinem Ergebnis kommen konnte, ging er zu Bartner, um sich einen Rat zu holen.

„Ich ertrage das nicht und werde mich einfach scheiden lassen."

Bartner lachte laut.

„Alter Narr," sagte er dann, „du willst dich scheiden lassen und weißt nicht einmal warum. Andere Leute stehen im Begriff, die Ehe einzugehen, wie dein Kollege Menze."

„Menze heiratet?"

„Freilich, er soll sich Hals über Kopf verliebt haben. Ein Klavierfräulein ist es, und die Verlobungsanzeige stand heute groß in der Zeitung."

„Wie heißt sie?"

„Constanze Nette."

Da mußte Toni lachen. Ueber seine Dummheit der Gedanken und über die Macht des Schicksals.

Er brachte Eva einen riesengroßen Blumenstrauß. Er sah so strahlend und so verliebt aus, daß auch sie freundlich wurde.

Er erzählte ihr von der Verlobung.

„Die Nette?" fragte sie. „Tut es dir nicht ein bißchen leid?"

Er schüttelte sie.

„Und der Menze?"

„Ach," sagte sie, „der war ja nur mein Lehrer. Ich habe Mathematik bei ihm lernen wollen. Ich wollte doch ein wenig in deine Arbeit eindringen, und da habe ich einmal mit ihm gesprochen, und er meinte, Mathematik wäre die Grundlage. So ist alles gekommen. Ich habe es doch nur aus Liebe zu dir getan."

Ihm fiel sein Klavierspiel ein, und er gestand, welche innere Angst er um sie gelitten hatte.

*

In der Nacht sprach sie im Traum:

„A Quadrat plus A B plus B Quadrat . . ."

Da schloß er ihr den Mund mit einem langen glücklichen Kuß.

Ein Liebhaber in Nöten

Von Tito Colliander

Man sah dem alten Kapitän wohl an, daß er in seiner Jugend ein großer Schelm gewesen war. Schon ehe er anfing, etwas zu erzählen, blitzte es in seinen Augen auf, und der gestützte Schnurrbart über der Lippe zitterte. Ein kleines, anhaltendes Lachen schüttelte ihn dann innerlich.

„Es ist so eine Sache, seine Frau an Bord zu haben, wenn man einen Passagierdampfer führt," begann er einmal eine seiner unzähligen Geschichten. „Ist sie dazu jung und hübsch, wie meine Frau es vor einer ganzen Anzahl Jahren war, und ist man noch dazu etwas eifersüchtig veranlagt, dann ist es nicht so einfach, seine Frau und den Dampfer auf einmal zu hüten! Sie will ja nicht dauernd auf der Kommandobrücke stehen, sie will Gesellschaft haben, sich mit den Passagieren unterhalten . . . Und manchmal kommt es vor, daß sich unter denen ein junger Offizier befindet, oder ein Entdeckungsreisender oder sonst ein Kerl, der Frauenherzen anzieht.

Es geschah einmal, als ich zwischen Helsingfors und Kopenhagen fuhr — wie gesagt, vor vielen Jahren —, daß ich meine Frau, mit der ich kaum ein halbes Jahr verheiratet war, mitnahm. Oh, war ich verliebt. Und so eifersüchtig!

Auf dieser Reise bemerkte ich, daß ein junger, hübscher russischer Gardeoffizier meiner Frau schmachtende Blicke zuwarf, wenn sie über das Promenadendeck ging. Ich sah es, aber ich sagte nichts. Ich machte auch meiner Frau gegenüber keinerlei Bemerkungen, als sie zu mir auf die Kommandobrücke kam. Und so wurde es Abend.

Groß und gelb, wie eine Melone, schimmerte der Mond am Horizont und bildete eine Brücke über das Wasser, direkt zum Schiff, eine solche Brücke, auf der alle verliebten Menschen so gern gehen. Und Amor ist mächtig auf einem Passagierdampfer Ende Juli!

Ich hatte meine Korrespondenz und andere wichtige Dinge in meiner Navigationshütte erledigt, und nun suchte ich meine Frau. Hinten am Achterdeck sah ich ihre Silhouette, sie saß zurückgelehnt in einem Liegestuhl, und ich freute mich, als ich sah, wie schön sie war. Aber ebenso hastig verging die Freude. Dicht neben ihr saß der junge Offizier, saß und drehte an seinem Schnurrbart, und sogar dort, wo ich stand, konnte ich sehen, wie er sie mit den Augen verschlang.

Und nun — nun beugte er sich vor, sagte etwas. Meine Frau wandte den Kopf, lachte, ihre Schultern hoben und senkten sich, und sie machte eine einfache Handbewegung. „Ich versteh nicht," schien sie zu sagen. Die Uniform des Offiziers blinkte, er beugte sich noch mehr vor, war dicht neben ihr, und seine Arme bewegten sich. Er sprach. Aber meine Frau schüttelte den Kopf — und lachte geschmeichelt.

Nun muß das aber ein Ende haben, dachte ich und ging langsam auf das Paar zu. Aber ich hatte noch nicht viele Schritte gemacht, als ich sah, wie der Offizier aufstand und mit verwirrten, wie suchenden Blicken sich umsah. Sein Blick fiel auf mich, der ich im Schatten dastand, und mit entschlossenen Bewegungen kam er hastig auf mich zu. Man sah ihm an, daß er ganz aufgeregt war.

„Ach, das ist ja der Herr Kapitän! Herr Käpten," flüsterte er dann in seiner Muttersprache, „verstehen Sie mich? Oder Französisch — oder Englisch?"

„Ja," sagte ich, „oui, yes."

„Herrlich," sagte er. „Sie müssen mir helfen. Sehen Sie die entzückende Frau da hinten? Sehen Sie ihre Augen, ihr Haar, ihr — also — Sie begreifen — ich bin schrecklich verliebt. Aber sie versteht nicht die Sprachen, die ich spreche, und ich kann ihre Sprache nicht. Entsetzlich. Ist das nicht Pech?"

„Großes Pech," antwortete ich.

Er wurde fröhlicher. „Also — Sie verstehen — Sie allein können mir helfen." Er war sehr aufgeregt.

„So," sagte ich, „und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ach, ich will ihr nur sagen — daß ich — sie liebe! In der Sprache, die ihr die liebste ist. Verstehen Sie mich?"

Ich nickte, schwieg eine Weile und sagte dann: „Wenn ich mich recht erinnere, steht in der Passagierliste, daß sie Finnin ist. Also müßten Sie es ihr auf finnisch sagen, ja?"

„Ja, ja! Und Sie können finnisch?"

„Gewiß. Hören Sie gut zu. Gehen Sie zu ihr, flüstern Sie ihr ins Ohr: — ich sagte ein paar Worte — das bedeutet, ich liebe dich. Wiederholen Sie also."

Gehorsam, mit steigendem Eifer, wiederholte er die Worte, die ich ihm vorsprach. So lange, bis er sie konnte. Dann drückte er mir die Hand und ging zu meiner Frau zurück, die noch immer im Liegestuhl saß. Aber ich ging in meine Kabine.

Und wie ich geahnt hatte, brauchte ich nicht lange zu warten. Es vergingen keine zwei Minuten, bis meine Frau kam — sie warf die Tür hinter sich ins Schloß und sagte erregt:

„Denk dir, wie unverschämt — dieser Affe, dieser — dieser —"

„Was ist denn los?" fragte ich sehr erstaunt.

„Dieser Flegel, ein Offizier noch dazu, weißt du, was er zu mir gesagt hat?! Er beugte sich zu mir und flüsterte so ironisch als möglich:

„Du bist aber eingebildet!" Denk dir! Auf finnisch! Unerhört!"

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Finnischen von Karin Reitz.)

Mama. Ich ordne es später schon mit Papa." Frau von Zimmer war sehr erstaunt gewesen. Was war in den Jungen gefahren? Aber sie ließ ihn gewähren, sie freute sich. Er hatte dann die letzten Tage ihren Reisemarschall gespielt, sicher, geschickt, selbständig. Er war auf der Rückfahrt nach Berlin einem Kofferträger, der sie über das Ohr hauen wollte, erstaunlich deutlich geworden — erstaunlich deutlich und erfreulich deutlich. Sie hatte es befriedigt mit angehört und am Abend des Ankunftstages zu ihrem Manne gesagt: „Ich glaube, Hermann hat sich wieder gefunden." Und Paul von Zimmer hatte auch aufgemerkt, als er am nächsten Morgen Hermann schon am Frühstückstisch fand. „Wenn du gestattest, Papa, fahre ich mit in die Werke; ich möchte mich dort einmal wieder umsehen." Morgen für Morgen war er dann zur Stelle gewesen. Der Vater hatte ihn nicht viel gefragt, was ihn in die Werke zöge, er hatte noch kein rechtes Vertrauen. „Wer weiß, wie lange es anhält?" dachte er. Aber er hörte draußen natürlich, wo Hermann sich aufhielt: meistens war er im Versuchslaboratorium bei Fritz Kähl, dann aber auch oft in den eigentlichen Fabrikationsräumen. Zwei- oder dreimal hatte er sich ein Auto erbeten, war nach Siemensstadt, nach Tegel, zur A. E. G. gefahren; dann wieder hatte er zu Fuß die Werke verlassen, um nach zwei oder drei Stunden zu Fuß wieder zurückzukehren. „Was strolchst du eigentlich immer herum, Junge?" hatte der Vater da doch gefragt. „Ich sehe mir moderne Fabrikbauten an, erst einmal nur von außen, Papa. Man muß sich doch orientieren, wenn man selbst bauen will." Wirklich, er sagte: wenn man selbst bauen will. Als ob er der Bauherr wäre. Nun war Paul von Zimmer der Ueberraschte gewesen. Er hatte dann noch einmal auf der andern Seite angetippt: „Was macht denn deine Malerei, Hermann?" — „Der wird es hoffentlich gut gehen, Papa, sie ist vorläufig in München geblieben," war die lachende Antwort.

Auch Ruth war zurück. Sie war von Golmitz abgereist, bevor Carla mit dem alten Grafen Falkenberg von ihrer plötzlichen Reise heimgekommen waren. Mama Lucie hatte sie vorzeitig zur Josephinenstraße zurückgerufen: sie hatte Sehnsucht nach ihren Kindern. Ruth war in einer warmen, frohen Stimmung abgefahren. Und diese Stimmung hielt bei ihr an. Sie hatte das bestimmte Gefühl, Boden gewonnen zu haben, und in diesem Gefühl täuscht sich ein weibliches Wesen selten. Sie hatte seit Axel Wrangels Urlaubsantritt Christof wenig gesehen, fast nur abends. Er war ganz in seiner Arbeit aufgegangen, war von früh bis spät in den Sielen gewesen, ein ganz anderer wie in Berlin, nicht der flotte Nichtstuer, der gute Jäger, der liebenswürdige Plauderer. Er war Landwirt — innerlich und äußerlich; seine Tätigkeit war sein Gesprächsthema, Breeches und Gamaschen, Joppe und Jagdfilz sein liebster Anzug. Er hatte ihr imponiert in seiner neuen Art. Aenne hatte einmal ganz richtig gesagt: „Siehst du, Ruth, den Bruder Christof, den muß man nur richtig einspannen, dann zieht er schon weiter. Nun mach zu, daß du ihn auch dir einspannst." Rührend gut war sie gewesen, die Aenne; immer hatte sie es so eingerichtet, daß sie und Christof allein waren, hatte Carla beiseite gezogen, oder hatte sich im Musikzimmer an den Flügel gesetzt, hatte sogar Mutter und Vater Falkenberg loszueisen verstanden, wenn es nötig war. Na, Ruth wollte gleiches mit gleichem vergelten, hier in Berlin. Eines war klar: Christof war gern mit ihr allein geblieben. Und das war schon viel. Als dann Mamas Brief kam, war er wirklich ein wenig traurig gewesen. „Du willst uns verlassen, Ruth, das ist nicht nett von dir. Was wird nun aus unserm Pürschgang?" hatte er gefragt. — „Zwei Abende bin ich ja noch hier, Christof." — „Also dann machen wir morgen eine Abschiedsstreife." So hatte sie Aenne nach dem Golzenauer Gutshaus gefahren, wo er auf sie wartete. „Weidmannsheil, Ruth," hatte die Kleine gesagt und den Wagen schnell gewendet. Und sie waren zu zweit in den Abend hineingewandert. Am Forstrand hatten sie dann gesessen, dicht beieinander, wortlos, lautlos, bewegungslos. Mehr und mehr war die Dämmerung gefallen, nichts regte sich, man hörte die Käfer schwirren, ein Vögelchen huschte durch die Zweige, ein Vogel kam mit schwerem Flügelschlag und fiel ins Geäst ein. Feierlich und groß war die Natur. Dann kam das Rotwild und trat ins Gemenge des Wildackers. Erst ein Alttier; vorsichtig windend trennte es sich Schritt für Schritt vom Holz, äugte, stand minutenlang regungslos, ehe es den Kopf zur Aesung senkte. Zwei, drei, fünf Stück folgten. Und endlich war er da, der Königliche, der Geweihte. Stolz, majestätisch schritt er, trug seine Krone erhobenen Hauptes. Ergriffen war Ruth gewesen, gezittert hatte sie, hatte die Augen in das Halbdunkel gebohrt, um jede Bewegung zu erkennen. Eine Ahnung der Weidmannsfreude, des Hegerstolzes war über sie gekommen. Sie hatte begonnen zu begreifen, daß es eine Jagdleidenschaft geben konnte und eine Liebe zum Wild. Die Dunkelheit hatte schließlich das Bild verschlungen. Da hatte Christof geflüstert: „Wir wollen gehen. Leise aufstehen, leise folgen." Sie war ihm nachgeschlichen, hatte vorsichtig getastet, damit ihr Fuß nicht auf trockene Zweige träte, die knackend brechen würden. Wie ein Schatten glitt Christof vor ihr durch das Holz, hielt hier und da einen Ast beiseite, damit sie leichter vorwärts kam. Dann waren sie auf dem Waldwege. „Nun kannst du wieder fest auftreten, Ruth, und wir können ruhig laut reden, das Wild ist an Stimmen von hier gewöhnt, den Weg gehen abends auch immer die Golzenauer Arbeiter." Forsch und frisch waren sie ausgeschritten. „Wir haben noch gut anderthalb Stunden Marsch, Ruth. Aber es wird bald heller werden, der Mond kommt herauf."

An diesen Nachtmarsch dachte Ruth jetzt oft, an dies gemeinsame Schreiten durch die stille Welt. Der Mond war gekommen, eine rote Scheibe zuerst, dann golden werdend, orange und schließlich Silber und flüssiges, fließendes Weiß. Ueber den Wiesen hatte durchleuchtet der Nebel in breiten Schwaden gelegen. Und sie hatten miteinander gesprochen, so frei wie noch nie, so ehrlich, so kameradschaftlich. Worüber? Wovon? Vom Wild zuerst und von Jagd. Von Weidgerechtigkeit hatte er ihr erzählt, von schweren Pürschgängen, von Nachsuchen, von seinem ersten Bock, den er erlegte, vor der Brunftzeit, die nun bald begönne, vom tiefen Orgelton des Platzhirsches und vom erschütternden Kampfe der Rivalen. „Aber interessiert dich das auch, Ruth?" hatte er einmal gefragt. Sie hatte nur genickt, da hatte er weiter gesprochen, war stehen geblieben, hatte sie auf das Leben im nächtlichen Feld aufmerksam gemacht: da hoppelte vertraut ein Hase, Feldmäuse huschten in den Furchen, Rebhühner piepten im Schlaf. Jeden Laut hatte er erklärt, jedes Regen kannte er. Als sie wieder weiter gingen, sagte er: „Siehst du, hier lebt die Welt für mich. In Berlin ist sie eigentlich tot. Da ist alles falsch. Künstliches Licht, künstlicher Lärm, Jazzband und Autohupe. Nie ist man frei, immer muß man aufpassen. Und unwillkürlich läßt man sich fangen von dem Gehabe und Getue, man wird verlogen. Wenn ich in einer solchen Nacht an Berlin denke, packt mich der Ekel. Ich möchte nicht mein Lebenlang in der Großstadt leben." — „Ich auch nicht." Ehrlich und fest hatte sie es gesagt. Und da war seine Gegenfrage gekommen: „Ist das wirklich wahr, Ruth?" — Ganz tief hatte sie eingeatmet und ganz tief aus der Brust heraus geantwortet: „Ja, Christof, es ist wahr. Ich habe das Land liebgewonnen." Stumm waren sie weiter-

geschritten, Golmitz war vor ihnen aufgetaucht, doppelt mächtig und gespenstisch das Schloß im Mondenschein. Wie sie über den Schloßhof schritten, klang im Kutschstall das Eisen der Ketten, und der Brunnen plätscherte. Ein paar Fenster in den Flügelbauten waren erleuchtet: sie schimmerten rot gegen all das Silberweiß des Mondlichtes. An der schweren Haustür war Christof stehen geblieben. „Ich habe die Rosen noch, Ruth, die du mir in Golzenaue gabst.“ O, sie hatte gewußt, was das hieß. Sie wußte auch heute noch, daß sie den Augenblick hätte nutzen können. Ein Wort von ihr, und er hätte sie an sich gezogen. Sicher. Sie schalt sich jetzt oft, daß sie ihm dies Wort nicht gegeben. Warum nur nicht? Warum war da plötzlich eine bebende Angst vor ihm, vor seinen Lippen in ihr gewesen, eine Scheu, eine Furcht vor dem, was sie sich doch tausendmal gewünscht hatte? Hastig hatte sie das Tor aufgedrückt, hatte ihm nur ein „Weidmannsdank“ zugerufen und war auf ihr Zimmer gelaufen. In Hast hatte sie sich umgezogen. Und dann war viel Licht da gewesen und all die andern: Anna, die Eltern Falkenberg und der alte Langermann und Paul. Feldeinsamkeit und Mondschein waren dahin. — Aber sie wußte jetzt eins: sie hatte Boden gewonnen. —

(Fortsetzung folgt)

Geklärte Irrtümer

Von Dörte Friedrich

Die Freunde machten wichtige Gesichter, und das störte Toni Bruchmüller ungemein. Die Ehe war ihm eine heilige Sache, und er duldete in keinem Falle, daß man auch nur andeutungsweise über ihn sprach. Um nun allen Mißdeutungen und allem Gerede aus dem Wege zu gehen, entschloß er sich, bei seinem alten Kameraden Bartner vorzusprechen.

„Höre einmal, alter Junge,“ führte er sich ein, „mir ist so durch Zwischenleute zu Ohren gekommen, daß man über Eva spricht. Ungefähr so, daß man mich bedauert. Sie wäre zwar eine reizende junge Frau, aber ich sei ganz in meine Arbeit versunken, und eine junge Frau brauche ein bißchen Welt, um fröhlich zu bleiben. So munkelt man, Bartner, und das gefällt mir nicht.“

Bartner war aufgestanden und lächelte.

„Mein lieber Toni, man munkelt nicht nur. Ich bedaure, den Verdacht aus eigener Anschauung bestätigen zu müssen. Ich habe deine Frau gestern abend erst in Begleitung eines netten jungen Mannes, der mir allerdings einen recht wissenschaftlichen Eindruck machte, gesehen. Das sehen andere natürlich auch, und du kannst ihnen das Schandmaul nicht verbieten. Wenn du also etwas gegen das Gerede unternehmen willst, dann mußt du deine Frau bitten, sich auch in der besten Absicht nicht auszusetzen.“

Toni hatte stillschweigend zugehört.

„Ich will Klavierspielen lernen,“ sagte er dann.

Bartner glaubte, er sei plötzlich übergeschnappt.

„Was willst du?“

„Klavierspielen lernen.“

„Wozu denn?“

„Ich glaube, ich habe Eva falsch behandelt. Sie kann sich für meine Arbeit nicht interessieren, weil sie eine Frau ist. Und ich wiederum habe mich bisher für ihre Musik nicht genügend interessiert. Sie wird ihre Bekanntschaften lassen, wenn sie sieht, wie ich mich bemühe.“

Bartner lächelte wieder.

„Wir beide kennen Eva,“ sagte er, „und das will ich dir sagen: wer ihr im Ernst eine dumme Handlung nachsagt, den erwürge ich. Aber manches Frauchen ist schon aus reiner Langeweile in Verruf gekommen. Daran mußt du denken.“

Toni sah seinen Freund forschend an.

„Wer ist es eigentlich?“ fragte er dann.

„Ich will es dir sagen: es ist dein Kollege, Doktor Menze.“

„Der Menze! Wer hätte das gedacht!“

Nun saß der Keim des Mißtrauens unverrückbar in seiner Seele. Der Doktor Menze war ein bildhübscher Mensch, und Eva mochte ihn vielleicht gern.

Er wollte mit ihr sprechen.

Bevor er aber diese Aussprache herbeiführte, ging er in Erwin Kleines Konservatorium für Musik und meldete sich als Klavierschüler an. Und da gerade eine Probestunde stattfand, so nahm er an ihr teil.

Eva war aufs das höchste erstaunt, als er bei ihrer Heimkehr am Klavier saß und mit Anstrengung Fingerübungen machte.

„Mein Gott, Toni, was treibst du denn da?“

„Ich?“ fragte er etwas verwirrt, „ich lerne Klavier spielen“

„Bist du krank, Junge?“ fragte sie erschreckt.

„Nein, ich bin nicht krank, ich habe eben plötzlich Interesse an der Musik gefunden.“

Sie strich ihm über das Haar.

„Ein verdächtig plötzliches Interesse. Da steckt doch etwas dahinter?“

Er zuckte die Achseln

„Was soll denn dahinter stecken? Gar nichts. Man muß etwas für die Kunst tun.“

Eine Weile sann Frau Eva nach. Dann sagte sie ernst:

„Wo lernst du Klavier spielen?“

„In Kleines Konservatorium.“

„Wo das hübsche Fräulein Nette Lehrerin ist? Sieh da, das ist ja sehr interessant.“

Das aber war für Toni zuviel.

„Doktor Menze ist ja auch ein ganz hübscher Kerl,“ sagte er so nebenbei.

Eva fuhr auf.

„Was willst du damit sagen?“

„Was ich gesagt habe, nichts anderes. Du scheinst ja auch derselben Meinung zu sein, jedenfalls glauben die Leute das.“

Frau Eva war rot geworden.

„Wer sagt so etwas?“

„Eine ganze Menge von Leuten sagen das, die dich mit diesem Herrn gesehen haben.“

„Und was glaubst du?“

„Ich glaube, daß du ein bißchen zuviel Interesse für Herrn Menze und ein bißchen zu wenig für mich hast.“

„Ist das dein Ernst?“

„Mein vollkommener.“

Eine Weile sagte sie nichts. Dann ging sie schweigend aus dem Zimmer.

In der Tür drehte sie sich um.

„Toni?“

„Bitte,“ sagte er förmlich.

„Du bist ein ganz dummer Mensch. Sonst hättest du schließlich merken müssen, daß ich dich allein nur lieb habe.“

Als er aufstehen wollte, hielt sie ihn zurück.

„Bitte, wir wollen nicht mehr darüber reden.“

*

Toni entschloß sich, Gewißheit zu erzwingen und suchte Doktor Menze auf.

Er empfing ihn freundlich und mit besonderer Liebenswürdigkeit.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Kollege?“

„Eine ganz private Frage. Sie wissen, daß in unserer Stadt lose Mäuler sind. Und nun ist meine Frau mit Ihnen gesehen worden.“

„Je,“ sagte Doktor Menze einfach, „ich habe sie zur Haltestelle gebracht, nachdem sie mich besucht hatte.“

„Sie hat Sie besucht?“

„Gewiß. Freilich war meine Wirtschafterin dabei.“

„Darf ich erfahren, welches der Grund dieses Besuches war?“

„Ich bedaure, darüber nicht sprechen zu dürfen.“

„Herr Kollege . . .!“

„Regen Sie sich doch nicht auf. Oder . . . Sie glauben doch im Ernst nicht etwa . . .“

„Mein Gott, das ist ja absurd.“

Toni sah in Doktor Menzes Gesicht und war überzeugt, daß da Dinge vorgingen, die geklärt werden mußten.

*

„Du übst ja nicht mehr?“ sagte Frau Eva eines Tages.

„Nein, mein Interesse für Musik ist plötzlich eingeschlafen. Mein Interesse für andere Dinge übrigens auch.“

„Ach, du meinst Fräulein Nette?“ fragte sie spitz.

„Vielleicht.“

Frau Eva weinte plötzlich. Er konnte alles ertragen, aber er konnte sie nicht weinen sehen. So trat er denn jetzt auf sie zu und versuchte, sie anzufassen.